Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 47 (1943-1944)

Heft: 4

Artikel: Novemberabend

Autor: Camenzind, Josef Maria

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662973

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

hatte; eine Bonbonniere, Porzellanvasen, einen Ring, den ein N in Diamanten zierte. Sie sagte alles. Der Prinz hörte sie an, aufgestört und aufs neue die fühnen Pläne überdenkend, die ihn seit je verfolgt hatten. Und als sie sich trennten, als

der Prinz ihr zeremoniös die Hand küßte — wie jener andere! — da war es das seltene Vorrecht Betsus, nach der Huldigung Napoleon I., die Huldigung jenes Mannes entgegenzunehmen, der Napoleon III. werden sollte.

Im Novämber

's isch eifach niene gmüetli; Es dunkt eim niene warm. Vorusse chunt 's cho schnye, Und 's Dorf ischt läär und arm.

Wer früürt, möcht hinder d'Schybe, A Ofen und as Füür, Und wer mues dusse blybe, Findt 's Läbe hert und tüür. Was ruuscht au über d'Dächer? Sind's Vögel? Goht der Wind? Wer weiß, öb's nüd arm Seele Im Flug is Fäkfüür sind.

Kei Sunnestrahl mag vüre;
's ischt alles gro und blind.
«Wo ischt der Wäg i Himmel?»
Frogt neimewo äs Chind.

Am beschte zündt me d' Lampe I syner Stuben a Und lot sy Seel lo schwyge, Wil niemert hälfe cha.

Otto Hellmut Lienert.

Novemberabend

Von Josef Maria Camenzind

Der Späthherbst regiert das Land. Rebelschwaden streichen den Berglehnen entlang. Ich wandere dorfauswärts. Unter meinen Füßen raschelt das dürre Laub. Irgendwo krächzt ein Rabe. Mein Blick streift den nahen Garten. Ah, dort druben neben dem umgespateten Beet sist der Krächzer. Nun ist er meiner ansichtig geworden. Er erhebt die Schwingen, hüpft in die Höhe und fliegt davon, dem nahen Buchenwald entgegen. Sein Flügelschlag hat wohl die Luft bewegt, unmerklich scheinbar und doch plötzlich den Augen sichtbar, denn auf einmal reden sich die Rosenranken, an denen erst noch wie ein letzter Gruß des Commers eine Rose glutete, einsam zum Himmel. Die Rose zerbrach unter dem leisen Lufthauch des Vogels. Lautlos fielen ihre Blätter zu Boden, und nun liegen sie dort reglos gleich roten Bluttropfen, dem Staub und der Verwefung übergeben.

Ich schreite sinnend weiter. Der Tod geht um, gewalttätig auf den Schlachtfeldern der Erde.

Meine Nachbarin hat lette Woche Kunde davon erhalten. Drei ihrer Reffen sind im Osten gefallen, in einer einzigen Schlacht, mit Tausenden und Abertausenden gefallen, verblutet, gestorben.

Ich schreite sinnend weiter. Der Tod geht um auch hier im friedlichen Land, weniger gierig, weniger gewalttätig vielleicht als drüben im Often, aber er geht um. Der Friedhof oben an der Berglehne kündet es, und fast jede Woche künden es die Totenglocken weithin übers Land. Heute morgen schlich er sich drüben am Hang in die windschiefe Hütte und holte sich eine zweiundsechzigiährige Mutter. Ich war am Vormittag bei der Toten. Menschen, die ausgelitten haben, ziehen mich immer mit einer geheimen Sewalt an. Sie sind ja die Wissenden, wir sind erst die Ahnenden.

Ich trat in die arme Kammer. Auf der armfeligen Ruhstatt, mehr Schragen als Bett, lag die Tote ausgestreckt, hingeschwemmt wie ein vom Meer ans Ufer geworfenes Strandgut. Die kur-

zen Hemdärmel gaben die nackten Arme der Toten weit bis über den Ellenbogen hinauf frei. Ich erschraf ob der unglaublichen Magerkeit dieser Arme, die wie dünne, klingelbeindürre Ahornknebelchen anzusehen waren. Das Gesicht der Toten stand in zahlreiche Fältchen und Nunzeln aufgelöst. Und über diesem einst schmerzlich lebendigen und setzt starrem Gerinsel des Leids leuchtete schneeweiß wie die Firne über den rauhen Nunsen unserer Berge das schüttere Haar der Toten.

Es war einsam im Zimmer. Reine Angehörigen klagten um die Tote. Ich blickte mich in der Rammer um. Ein frommes Bild, ein halbblinder Spiegel, über den eine emsige Spinne vor Tagen, ja vielleicht vor Wochen, einen grauen Schleier gewoben, daneben eine Schwarzwälderin, deren traulicher Ticktack wie das Herz der Toten zuschlagen aufgehört hatte, das war der einzige Schmuck des Zimmers.

Auf einmal knarrte die Kammertüre. Ich wandte mich um und blickte in das Sesicht einer Frau, einer Fremden. War es wirklich einer Fremde? Die Frau starrte an mir vorbei zur Bettstatt, stieß plötslich einen Schrei aus, warf sich vor der Toten nieder und schluchzte überlaut: "Mutter! Mutter! Bist du wirklich tot?" Die Frau in den eleganten städtischen Kleidern, die Tochter der Toten, war heimgekehrt zur Mutter. "Oh, ich habe keine Mutter mehr; ich habe keine Mutter mehr!" hörte ich die Heimgekehrte immer wieder schluchzend klagen.

Ich stammelte einige Worte des Trostes. Leute erschienen. Ich verließ die Kammer. An der Stubentüre lehnte ein prächtiger Kranz. Große, weiße Afternsterne schauten mich an. Die Tochter der Toten hatte den Kranz von der Stadt mitgebracht. Fünfzehn, vielleicht auch zwanzig Franken hat sie wohl dafür ausgegeben, ging es mir durch den Kopf. Ein Seschenk an die tote Mutter. Ob die lebende Mutter wohl se ein Seschenk von der Tochter aus der fernen Stadt erschienen

halten hat, ein Zeichen der Liebe und des Gedenkens? Ich bezweifelte es. Seit Jahren sah man die Tochter nie mehr im Dorf. Die Mutter lebte einsam und in verborgener Not. Mir wurde es kalt ums Herz.

Dies alles geht mir nun an diesem eindämmernden Herbstabend, während ich an dem Häuschen der Toten vorbei in den Abend wandere, wieder durch den Kopf. Über den See klingt der Avegruß eines Slöckleins. Ich horche auf und werde ernst. Die Hand, die dort drüben überm See den Slockenstrang zieht, ist die Hand meiner Mutter. Jeden Abend bringt sie, die einst das Slöcklein meines Lebens zum Schwingen brachte, das Slöcklein der Kapelle zum Schwingen. Auch jeht steht sie wieder dort drüben jenseits des Wassers und läutet die Abendglocke. Wie lieblich doch das Slöcklein unter der Hand der Mutter singt und klingt!

Mutterhand, du liebe, traute, gute, schwielige! Plötlich erschrecke ich über einem Sedanken, der mir wie ein Blitz in die Seele fuhr. Auch diese Hand wird einmal todesstarr daliegen. Das Herz meiner Mutter wird einmal ebenfalls zu schlagen aufhören, wie das Herz der anderen Mutter dort drüben in der stillen Kammer heute morgen zu schlagen aufhörte. Die lieben gütigen Augen meiner Mutter werden sich auch einmal für immer hienieden schließen, wie sich heute morgen die Augen jener Frau schlossen. Alle Mütter, auch die besten, müssen einmal sterben.

Immer noch singt das Slöcklein über den See. Es singt auf einmal gar ernste Botschaft in meine Seele: Kind, sei gut zu deiner Mutter, solange sie noch lebt. Worte und Taten kindlicher Liebe gegen die lebende Mutter sind besser als die schönsten Kränze und das kunstvollste Denkmal auf dem Grabhügel der toten Mutter. D, lieb so lang du lieben kannst!

Das Slöcklein verstummt. Es drängt mich heimzu, der lebenden Mutter ein Zeichen der Liebe zu senden.